

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 37 (1927)

Artikel: Die Strohhäuser im Bezirk Brugg
Autor: Laur-Belart, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Strohhäuser im Bezirk Brugg.

Als vor etwa fünfzig Jahren der bekannte schweizerische Hausforscher J. Hunziker seine Reisen unternahm, schrieb er über den Alt-Aargau, daß sich hier fast durchweg trotz Polizeigesetz das steile Strohdach erhebe und ein solches Dorf, aus einiger Entfernung von der Höhe gesehen, einem weithin zerstreuten Zeltlager gleiche. Wenn man heute durch unsere Dörfer mit den modernisierten Steinbauten und den kahlen Ziegeldächern geht, wird einem bewußt, wie unbarmherzig und radikal dieses halbe Jahrhundert mit den Strohhäusern ausgeräumt hat, und steht man unerwartet vor einem solchen dunkeln, tiefherabhängenden Dach, so hält man unwillkürlich seinen Schritt an, um das Altertum zu bewundern. „Noch ein Strohhaus,“ denkt man vor sich hin. Aber schon regt es sich hinter den Geranienstöcklein, und der mißtrauische Großätti streckt seinen struppigen Bart durchs Läuferli: „Wänders öppe=azünde?“ Fängt man nun aber von „altertümlich“, „heimelig“, „schön“ an, so ist er mit seiner Antwort auch nicht verlegen und lamentiert von „Lotterbude“, „alti Ehräge“ und meint, er müsse sich entschuldigen, daß er noch in einem solchen Haus wohne. — Das ist unsere Zeit! Ueberall Wandel, Umsturz und Neues. Uraltes Gut, uralte Lebensweisen sinken dahin, und wer das Alte hegt und behält, muß sich fast schämen. Darum ist es Zeit, daß sich unsere Neujaresblätter der Strohhäuser annehmen. Denn Jahr für Jahr verschwinden ihrer gewiß ein halbes Duzend, und nicht mehr lange, so wallfahrten wir zum letzten Strohhaus im Bezirk.

Mit diesen Häusern aber nehmen wir endgültig von einer Lebensweise Abschied, die unsere Ahnen seit undenklichen Zeiten geführt hatten. Im Strohhaus läßt sich noch die Ur-

form der primitiven Hütten erkennen, die die Germanen einst im hohen Norden oben bauten, es lehrt uns, wie einfach und anspruchslos noch unsere Großväter lebten, wie warm und wohl sie aber doch mit den Mitteln ihres Landes zu wohnen verstanden. Dieses Strohhaus ist entstanden aus der Dachhütte. Das heißt: über einer Grube wurden paarweise Stämme gegeneinander gestellt, mit Querlatten verbunden und mit Schilf, Gras, Stroh bedeckt. Später wurde dieses Dach etwas gehoben, indem man die die Wohngrube verstärkenden Holzböcke aus der Erde herausnahm, die Dachrafen oben durch einen Firstbaum verband und diesen auf zwei oder mehrere als Hauptträger mitten ins Haus aufgestellte Bäume, die „Hochstödd“ legte. Die Zwischenräume der Außenpfosten, der sog. Ständer, wurden mit Brettern ausgeschlagen: Man erhielt die Wände. Oder, auch eine uralte Bauweise, man flocht sie mit Ruten aus und überstrich sie mit Lehm, dem man „Gerstengüsel“ beimischte; das sind die Wickelwände. In Gegenden, wo Steine besser aufzutreiben waren als Holz, füllte man die Zwischenräume mit solchen: es entstand der Kiegelbau. Im allgemeinen ist das Strohhaus ein Haus der Ebene, indem es leicht zu grabenden Boden, reiche Waldungen und dazu ausgedehnten Getreidebau voraussetzt. Im Gebirge ist das sog. Wandhaus mit flachem Dach daheim.

Das stattliche Dach des Strohauses war von Anfang dazu berechnet, alles unter seine Fittiche zu nehmen: Menschen, Vieh, Früchte des Ackers und des Feldes. Zuerst war alles in einem Raum beisammen, auf der einen Seite der Herd, um den sich die Menschen lagerten, auf der andern das Vieh. Es war ein kleiner Schritt, zwischen beiden eine Scheidewand aufzurichten, beim Menschen den Aufenthaltsort vom rauchigen Kochraum und beim Vieh den Stall von der Tenne zu trennen. Küche, Stube, Stall und Tenne — die Einteilung auch unserer einfachsten Strohäuser, wie in Thalheim noch ein solches steht (Nr. 82A und B an der Hauptstraße). Eine weitere Verbesserung war, den Wohnteil nochmals quer zu unterschlagen. Damit war die Einteilung erreicht, die bei

den meisten Strohhäusern rechts der Aare, also besonders auf dem Birrfeld, zu finden ist: Küche, Stube, Kammer, zweite Kammer („Chochichamer“ oder, wie in Scherz „Chochistübli“ genannt), Stall und Tenne (Tern auf dem Birrfeld, Tänn im Jura). Wollte man noch einen weitem Raum gewinnen, so teilte man die eine Breitseite anstatt in zwei in drei Räume, so daß man entweder drei Kammern oder in der Mitte die Küche, auf der einen Seite die Stube und auf der andern Seite die Küchenkammer erhielt. Meistens wurde bei diesen Häusern vor- oder rückwärts angebaut. Man fing nun an, eines dieser Gemächer in Stein aufzuführen, um einen sichern Raum, einen Stock, zu besitzen und bekam das sog. Stockhaus. Im steinreichen Jurateil des Bezirks (Habsburg, Schenkenbergertal, Bözberg, Rinikerfeld, hinter dem Geißberg) scheint man aber schon seit alten Zeiten den ganzen Wohnteil in Stein aufgeführt und eine besondere Vorliebe für das dreigeteilte Haus gehabt zu haben. — Ein Keller unter einem der Gemächer, ein oder zwei Holzverschläge (Gaden) über ihnen, ein offener Schopf unter dem überhängenden Dach, irgendwo ein Schweinestall angehängt, was brauchte man noch mehr, um glücklich zu sein? Ja, meistens gingen zwei, oft drei, bisweilen sogar vier solcher Wohnungen unter ein einziges Dach. Hier allerdings muß man zugeben, daß es ein enges, gewiß oft ungesundes, ja erbärmliches Zusammenleben war. Der Aargauer Boden ist ein rauher Boden. Wir sind hier nicht im Gebiet der stattlichen Berner Gehöfte. Deshalb hat sich aber auch bei uns die altalemannische Bauart noch am reinsten erhalten.

Gehen wir nun einmal zu einem Strohhaus auf Besuch! Breit und fest, wettergrau, mit weichem, grünem Moos bedeckt, ragt das große Dach durch ein lauschiges Gewirr von Apfel-, Birn- und Zwetschgenbäumen. Ein krummer Nußbaum auf dem Hausplatz gehört zu ihm wie ein großrädiger Wagen irgendwo schief unter dem Dach und die leuchtenden Meienstöcke vor den dunkeln Fenstern. Die Stubenfenster, von denen sich drei oder vier aneinanderreihen, sind bei bessern Häusern mit ausgezierten Brettern eingerahmt und ruhen auf

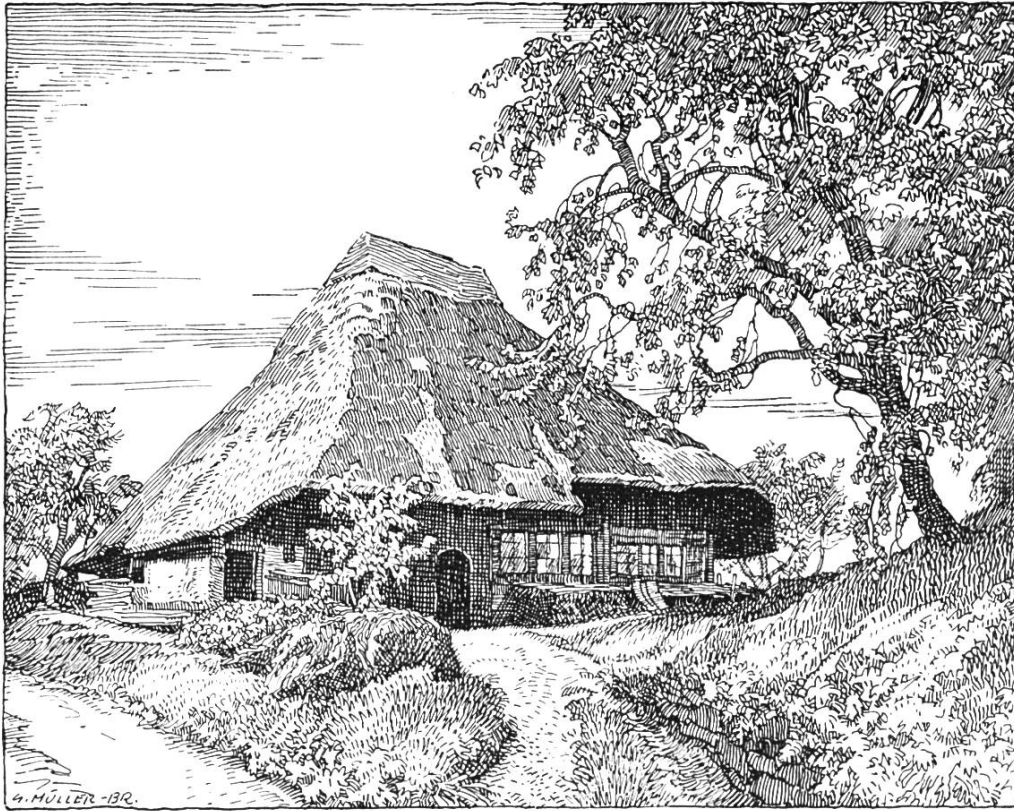


Abb. 1. Strohhaus in Lupfig an der Scherzer Straße.

einem durchgehenden Balken. Dieser ist entweder gefehlt oder geferbzt (1—4 Reihen kleiner Würfelchen) oder in einem großen Schwung schief ausgeschnitten. Die ganze Wand, ja das ganze Haus ruht auf mächtigen, oft wenig behauenen, auf den Boden gelegten Eichen, den „Sellen“. Das Tennstör, mit Holznägeln verzapft, trägt gerne mit schwarzer, seltener roter Farbe gemalt, die gekreuzten Zimmermannswerkzeuge: Breitart, Beil, Winkelmaß, Haken; in Riniken (Nr. 48, im Winkel) sogar zwei Scheren; daneben geometrische Figuren, wie Rauten, Rosetten (Sonnenrad!). Bisweilen findet sich hier aufgemalt oder dann im Balken über dem Tennstör eingeschnitten eine Jahreszahl.

Doch wir wollen jetzt in die Küche treten. Im Schenkenbergertal muß man da schon den Kopf ins Tenn strecken und einigemale rufen, bis man den Weg gefunden hat; denn oft tritt man hier durchs Tenn in die Küche. Immer aber sucht

man bei einem rechten Strohhaus die Stelle des Hauses, wo ein heißender Rauch aus dem Innern unter dem Dach hervor ins Freie dringt. Dort findet man auch die Küche; denn Kamine gibt's hier nicht. Da heb' zuerst einmal beim Eintreten deine Füße, damit du nicht über die hohe Selle stolperst; dann reib' dir tüchtig deine Augen aus: Hinten auf dem zweilöchrigen Herd brodeln die Kartoffeln, du riechst es und siehst die roten Flämmchen des Feuers. Aber dein Haupt, so es einigermaßen höher situiert ist, wird umwallt von Rauchwolken, und um dich entdeckst du nichts als kohlpechschwarze Sparren und Wände. Zentimeterdick klebt das glänzende Pech in erstarrtem Fluß. Ueber dem Herd jedoch siehst du den Rauch, wie es scheint, in eine endlose, schwarze Nacht hinauf und hinunter treiben: Die „Chemihurd“. Doch es geht nicht so weit. Aus Ruten geflochten, mit Lehm überschmiert, thront hier eine große, umgekehrte „Zeine“ über dem Feuer, ohne Abzugloch nach oben. Greif nur nach oben! Da hangen die Speckseiten und Hammler gar lecker. Jaja, die Alten, die wußten noch, was es heißt, so ein „ausgeräuktes“ Schweinchen. Seinen Ausgang aber findet der Rauch durch die Türe, durch das Treppenloch oder eine besondere Lucke in der Decke. Da tummelt er sich gemüthlich unter das Strohdach hinauf, gaukelt mit den hunderterten von Spinnhuppeln im Dachstuhl, streicht im Vorbeigehen die Raß schwarz an und steigt dann geläutert als blaues Räuchlein durch das Firstloch hinauf in die Luft.

Schwarz und geheimnisvoll also ist der Himmel einer solchen Küche. Der untere Teil aber schimmert gelb, da alles dick mit Lehm bestrichen ist. Das ist allerdings nötig, weil bisweilen nur die Wand zwischen Herd und Stube aus Stein aufgeführt ist. Die Stube befindet sich immer neben der Küche, da sich an den Herd die „Chunst“, der Sitzofen, und der große Backofen anschließen. Dieses aus grünen Kacheln aufgesetzte Gebäude beherrscht die ganze Stube, hier ist der trauliche Winkel, wo die Großmutter die kalten Hände unter der Tüppe wärmt, der Großvater sein Pfeifchen qualmt und

die Kleinen sich im Bergsteigen üben oder an dem an der Decke angeschraubten Windelrad Rundlauf fahren. Hier findet man aber auch oft Jahreszahlen eingebrannt, die für das Alter des Hauses aufschlußreich sein können, und, neben dem Namen des Hafners, bisweilen sinnige und andere Sprüchlein, die mit stilisierten Blumen und Vögelchen verziert sind. So hat die angesehene Hafnerfamilie Soho in Schinznach als Leitsprüchlein:

Aus der Erden mit Verstand
Macht der Hafner allerhand.

Bei alten Häusern sind in diesen zwar niedern, aber durch die aneinandergereihten Fenster ordentlich hellen Stuben und Kammern die Ständer und Bohlen der Außenwände sichtbar; bei neuern sind sie durch naturfarbenes Täfer verdeckt.

Doch am Tisch sitzen ja grad mit dem Meister zwei Männer hinter einem Gläschen Roten, und auf einem tiefen Teller in der Mitte dampfen einige kräftige Stücke „Schwynigs“ und Rindfleisch. Die zwei wischen sich den langen Schnauz, legen die gradzinkige Gabel mit dem Angespießten aufs Tischbrett und lachen freundlich. „Hett's tüggeler, der Dachdecker! Wir hätten euch fast nicht erkannt.“ Das trifft sich jetzt gut: Auf der Stallseite wird grad ein „Blätz“ neu gedeckt; das müssen wir sehen. Nicht lange, so klettern wir mit dem freundlichen Dachdecker die Leiter hinauf zur First, um ihn an der Arbeit zu sehen. Die Herbstsonne scheint mild auf den steilen Walm, erwärmt das alte bröcklige Stroh und lockt unsern Blick in die Weite: Neben uns, gegenüber, da und dort noch ein dunkles, fest in die Landschaft gefügtes Strohdach mitten in dem Obstbaumwald, ein urchiges Bild alter, mit der Scholle verwachsener Bäuierlichkeit. Drüben auf dem weiten Birrfeld holen die Bauern ihre Räben heim und in weiter Ferne schließt die blaue Silhouette der Lägern das friedliche Bild.

Doch jetzt aufgepaßt! Zwei große Eishafen sind links und rechts durchs Stroh getrieben und an die Dachlatten ge-

hängt. Zwei Seile, in ihre Ringe verknüpft, tragen einen langen Baum, etwa in der Größe eines Windbaumes. Auf diesem steht und geht der Dachdecker, er ist sein einziger Halt. Reißt das Seil, bricht der Baum, gleitscht der Decker aus — dann ade in die halssbrecherische Tiefe. Wie damals, als sie ihrer drei den Walm hinunterfausten und zwei stöhnend liegen blieben und das Großmutterli unten vor Schreck ohnmächtig umfiel. „Bis ich nur die im Haus drin hatte,“ meinte mein Erzähler, indem er zur Ehräze greift. Dieses Gestell in Form eines A, das nur zwei statt einer Querlatte besitzt, wird mit einem langen Eisenstachel ins Stroh über eine Dachlatte gesteckt und dient als Tritt, um von einem untern auf den obern Baum zu gelangen. Während wir hinauf turnen, steigt der Handlanger die Leiter herauf, auf der Schulter ein Bündel Stroh. Bündel? Doch, da braucht's jetzt eine längere Erklärung. Das ist nämlich der Schaub, den der Bauer während des Winters sorgfältig vorbereitet hat. Dazu mußte er schöne Roggengarben mit langen, ungebrochenen Halmen auslesen und sie „boosßen“, d. h. die Aehren vorsichtig dreschen, ohne die Garbe aufzulösen oder auf die Halme zu schlagen. Dann nahm er einen Arfel, kloppte die Halme auf dem Tennsboden unten schön eben, ergriff am andern Ende die Aehren und schwang das Bündel kräftig in der Luft, daß die kurzen Halme herausflogen. Was nicht auf diese Weise ging, mußte mit den Fingern noch herausgestreht werden. Ein solches Bündel erlesenen Strohs heißt nun ein Schäubli oder „Schäibli“. Fünf derselben geben zusammen einen Schaub, und ein solcher stellt eine festgebundene, schwere Garbe dar. Auf einen Schaub mußte der Bauer fünf Bändli zurechtmachen, Widli oder Hulsterli, und je eine Rute, „Chingerte“ oder „Hasle“. Die stecken denn auch richtig schon oben neben dem Dachdecker im Stroh. Nun kann die Arbeit also weitergehen. Ueber uns klappt das leere Dach. „Da,“ erklärt der Decker, „seht ihr jetzt die Dachlatten,“ es sind einfach dünne, quergelegte Stämmchen, „und da sind noch einige nach alter Mode mit Strohbindern an die Rafen gebunden. Mit diesen

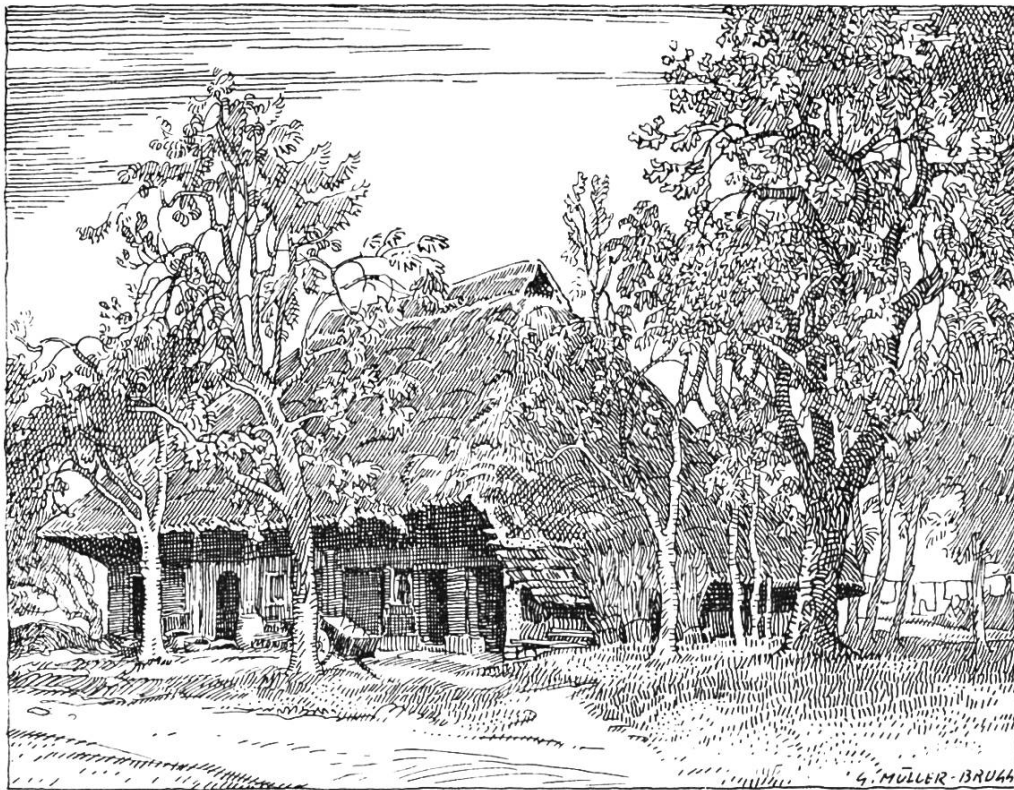


Abb. 2. Strohhaus in Birr im Hörnergäßli.

kleinen Knütteln, die mit dem einen Ende im Band stecken und mit dem andern in die untere Latte gezwängt sind, hat man das Band angezogen.“ Jetzt nimmt er ein Schäubli, löst es auf, legt es neben sich auf die schon gelegte Schicht und klopft mit der Hand die Halme allmählich aufwärts, so daß sie mit ihren untern Enden ziegelförmig aufeinander zu liegen kommen. Er ergreift eine Rute, legt sie etwa einen Schuh weiter oben über die Halme, steckt ein Bändli durchs Stroh, greift mit der Linken unter dem Schäubli durch, biegt das Rüttlein um eine Dachlatte, steckt es wieder durch das Stroh hinauf und greift nun zum Deckerstecken, einem handfesten, zugespitzten, etwa anderthalb Meter langen Stock. Diesen schiebt er über die Rute unter eine obere Latte, hebelt kräftig herunter, indem er so die Rute aufs Stroh preßt, legt sich mit dem Leib auf den Stecken, dreht mit den freigewordenen Händen aus dem Rüttlein einen „Lätsch“, und das Stroh hält

fest. Wenigstens auf einer Seite. Neue Schäubli werden unter die Rute geschoben, neue Bändli müssen gebunden werden, fünf auf eine Rute und einen Schaub. Und so kompliziert das aussieht, so einfach geht das unter den Händen des Meisters, und so sicher manipuliert er auf dem schmalen Baum. — Wenn nun ein „Bläg“ fertig ist, greift er zum Deckerbrett: Ein festes Brett, etwa 20:40 cm, auf der einen Seite mit einer Handhebe und einem eisernen „Hoogge“, an dem man es im Stroh festhängen kann, versehen, auf der andern Seite quer gerippt; an der untern Kante aber mit Nägel beschlagen, dem „Strehl“. Nun schlägt er es mit Schwung von unten herauf gegen die Halme, damit ihre Enden noch sauberer aufeinander zu liegen kommen, und das „Uhrut“ streicht er beim Herunterfahren mit dem Strehl heraus: Ein einfaches, aber recht flug ausgedachtes Instrument. — Besondere Behandlung erfordern die Kanten des Walmes, wie man die obere und untere Schmalseite nennt, und der Seiten. Der untere Rand, die Dachtränse („Dachträsi“) wird etwas gehoben: Früher, indem man zusammengebundene Büschel Stroh, die Maulaffen, drunter schob, heute, indem man zwei Latten aufeinander nagelt. Die aufwärtsführenden Kanten, der „Groot“, brauchen besonders viel Stroh, und die First wird durch lauter kleine, naßgedrehte, rittlings darüber gelegte Strohbündel gebildet. An beiden Enden der First endlich setzt man die „Gumpfere“, aufrechtstehende Strohzapfen.

Was aber leistet ein solcher Dachdecker? Ist's ein schöner Bläg, dann bringt er in einem Tag 40 Schaub unter die Ruten, und das macht ihm etwa 20 m² aus. Ist dieser Bläg auf der Sonnseite gelegen, dann braucht der Decker 20 Jahre lang nicht mehr zu kommen, liegt er aber gar auf der Schattenseite, dann setzen sich alsbald dicke Moospolster an, und das Dach hält 30—40 Jahre, umso länger, je steiler es ist. Wer aber ein großes Dach besitzt und es immer in Ordnung halten will, der läßt alle Jahre einen Bläg machen; denn ein solches Dach frist Stroh, wie wir gesehen haben, unheimlich viel Stroh.

Doch wir sind oben aus, das Dach ist gestreht, der Decker schwingt seinen Hut, und wir klimmen die Leiter hinunter. Da wartet die Bäurin schon mit dem wohlverdienten Gläschen, und unsern Meister sticht der Hafer:

Ruete, Bändli, Schaub und Wy —
Was i zletscht gsäit ha,
fett am zerschte sy!

Wir drücken uns die Hände: „Läbedwohl! Es hat uns gefallen im Reich des Strohdachdeckers.“ „Hättet ja als Lehrbub eintreten können,“ meint er gutmütig, „aber 's ist aus damit, ich lehre keinen mehr an.“ —

Im folgenden möge kurz dargelegt sein, wie sich die Strohhäuser heute im Bezirk herum noch verteilen. Fangen wir bei der Stadt an! Seit sie im Jahre 1444 niedergebrannt wurde und sie eine eigene Ziegelhütte besaß, hat Brugg wohl keine Strohdächer mehr gesehen. Vor ihren Toren aber standen sie noch bis zu diesem Jahr. Umiken zwar hat schon seit einiger Zeit keine mehr. Altenburg und Windisch jedoch verloren ihr letztes diesen Sommer, und Hausen besitzt heute ein Dach mit einem Bläz. Da das Haus in Windisch-Oberburg die älteste Jahreszahl trug, die ich im Bezirk herum an einem Strohhaus finden konnte und es zudem in seiner geschlossenen, wohlerhaltenen Form einen ganz eigenen Anblick gewährte, bringen wir es hier im Bild und im Grundriß. Es zeigt die normale Einteilung in Küche, Stube, zwei Kammern, Tenn und Stall, nur daß die Küche etwas erweitert und am andern Ende noch ein Futtertenn angebaut ist. (Abb. 3 u. 4.) Es trug in einem Balken die Jahreszahl 1620, steht im Alter demjenigen aus dem Birch auf dem Bözberg, das im Jahre 1906 abgebrochen wurde (vergl. Bilderatlas zur Arg. Geschichte, S. 17) also nur um vier Jahre nach. Eine weitere Zahl, 1738, deutete auf eine Renovation hin. Mülligen besitzt noch einen mit Stroh bedeckten Stall und ein großes Haus mit drei Wohnungen, wovon die eine dreigeteilt ist und die andere eine angebaute Küche aufweist und auf dem Backofen neben den Jahr-

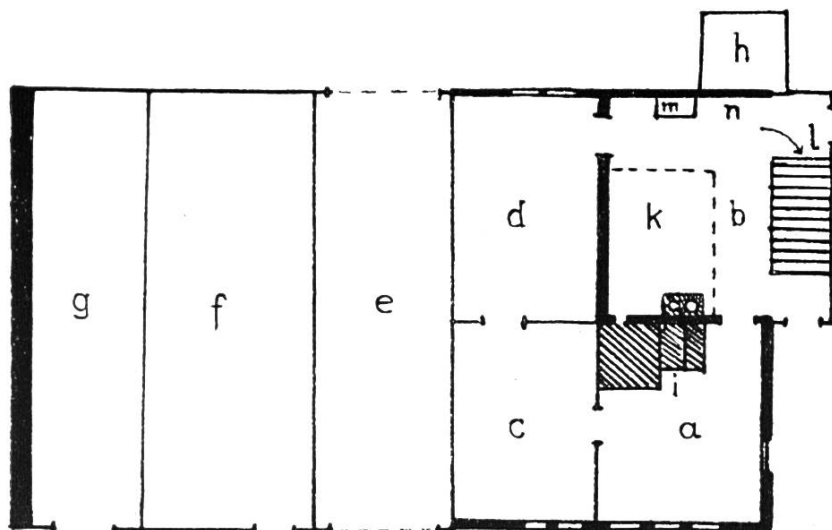


Abb. 3. Grundriß des letzten Strohhauses in Oberburg von 1620.
a Stube mit Backofen und „Chunst“ (i), b Küche [k gestrichelte Linie = Ausdehnung der „Chemihurd“], c, d Kammern, e Tenn, f Stall, g Futtertenn mit fester Schutzmauer, h Schweinestall, l Treppe ins obere Stockwerk, m Schüttstein, n Stelle des Rauchloches.

zahlen 1688/89 einen Hafner Josua Fer von Brugg meldet. Dasselbe Verhältnis besteht in Virrhard: Ein Haus und eine Scheune. Ein großes Zweifamilienhaus, das früher noch eine Webstube angebaut hatte, wurde vor einiger Zeit abgerissen. Es besaß wie das bestehende zwischen Stall und Wohnteil einen Gang. Die Scheune, Herrn Lehrer Dürsteler gehörend und mit Liebe gepflegt, war vielleicht einmal ein Haus mit nur zwei Räumen (Küche und Stube) neben Stall und Tenn.

Das Virrfeld ist heute noch das Reich des Strohhauses und der Strohdachdecker. Diese, ihrer drei, reisen fast im ganzen Bezirk herum, um ihre alte Kunst auszuüben. Virr weist noch neun Dächer mit Stroh auf, davon drei fast ganz und drei zur Hälfte. Das Häuschen von Herrn W. Eichenberger zuoberst im Hörnergäßli, abgeschieden und inmitten von Obstbäumen, stellt ein wahres Idyll dar, und kann als der Normaltypus des Strohhauses auf dem Virrfelde gelten, weshalb es hier als Nr. 2 abgebildet ist. Will man jedoch den Eindruck eines ganzen Strohhausdorfes gewinnen, dann muß man nach Lupfig gehen, an die Hauptstraße und beson-

ders an den nach Scherz führenden Weg. Hier ruht noch Dach an Dach, breit und behäbig, auf sanften Böschungen, und gucken die braunen Holzwände noch vertraulich unter dem dunkeln Walm hervor. Nicht weniger als 27 Häuser mit Stroh habe ich hier gezählt. 15 davon sind zum größten Teil oder ganz damit bedeckt. An der Hauptstraße fällt das prächtige, große Dach der ehemaligen Wirtschaft und Metzgerei zum „Kreuz“ auf, heute Nr. 74. Auf der Westseite entdeckt man, versteckt und unbenutzt, eine steingewölbte Pforte, die neben einer ausgehauenen Kanne und einem Metzgerbeil die Zahl 1708 trägt. Noch älter ist weiter unten Nr. 22 mit der Jahreszahl 1702; das älteste jedoch befindet sich oberhalb der Wirtschaft „Froh Sinn“ (Nr. 91), das einst drei Wohnungen enthielt und mit seinem bemalten Tonnsturz, den geschnitzten Dachstützen und dem alten Ofen in der einen Stube einen ganz alten Eindruck erweckt. Ueber dem Tonnsturz ist die Zahl 1663 eingeschnitten, auf das Tor selber 1666 gemalt. Ein älterer Jahrgang ist auch Nr. 46B an der Hauptstraße mit der Zahl 1732. Wegen seiner abweichenden aber äußerst malerischen Form (es ist ein sog. vierwälmiges Haus), bilden wir hier Nr. 102 an der Scherzer Straße ab. (Abb. 1.) Geferbte Fensterbalken, Wickelwände, diese besonders in dem kleinen Häuschen oben gegen Scherz, Küchen ohne Kamine kommen hier in Lupfig noch recht häufig vor. Wandern wir nach Scherz weiter, so fällt uns an der Hintergasse das langgestreckte, düstere und offenbar sehr alte Dreifamilienhaus Nr. 14 auf, dessen eine Ecke merkwürdig ausgebaut ist und dessen dritte Wohnung heute nicht mehr benutzt wird, da die Küche durch den Anbau mitten ins Haus geriet und fensterlos wurde. Eigenartig ist auch Nr. 33 gebaut, da sich Stall und Tenne der Straßenbiegung anpassen; die Fenster weisen gefehlte und geferbte Balken auf, und in einer mehrmals umgebauten Chunst ist eine entzweigefschlagene Kachel mit der Zahl 1724 eingesetzt. Ein schönes, heimeliges Haus mit weit vorspringendem Dach steht im Mitteldorf, Nr. 44. Im ganzen besitzt Scherz noch acht Stroh Häuser.

Wenn wir auf die Habsburg hinaufsteigen, so kommen wir in das Gebiet der gemauerten Strohhäuser. Der Wohn-
teil von Nr. 8 A, das noch ein ganzes Strohdach besitzt, ist
wenigstens seit 1790 gemauert, da diese Zahl über der Tür
in Stein eingehauen ist. Ein charakteristisches Häuschen mit
dem in höherer Gegend häufigen niedrigeren Dach ist Nr. 2
mit der normalen Einteilung (4 Wohnräume, Tenne, Stall
und Schopf, wobei der Wohnteil ganz gemauert, die hintere
Tennswand gewickelt und der Stall aus Holz erstellt ist).
Ein weiteres Häuschen steht gegen die Burg hinauf, ein
jammernswerter Anblick für den Strohdachfreund: Bleche,
Bretter, Reiswellen, Möglichen und Unmögliches müssen das
Brack gegen den Zorn des Himmels schützen. Zwei weitere,
große Häuser weisen nur noch teilweise Stroh auf.

Wir überschreiten nun die Aare. In Birrenlauf müssen
wir uns dabei nicht aufhalten, da hier die Strohdächer ver-
schwunden sind. Im äußersten Zipfel des Bezirks, in Auen-
stein, stehen noch zwei interessante Zeugen der alten Zeit, das
einst dreiteilige Haus Nr. 16 im Schöb, das mächtige Eichen-
schwellen und durchgehende First „stödd“ aufweist, und dessen
Wohnungen folgendermaßen eingeteilt waren: Küche (eine
jetzt noch ohne Kamin), Stube, Nebenstube und daneben,
also nur in halber Breite, Stall oder Tenn. Auf der Hinter-
seite befindet sich angemauert ein jetzt als Werkstatt benutzter
Webkeller, in dem der jetzige Besitzer noch gewoben hat. Bei
dem Häuschen Nr. 42 im Mitteldorf tritt man zuerst in die
breite Tenne. Auf gleicher Höhe wie diese liegt die „Brügi“,
wo das Heu aufgespeichert wird, denn der Stall befindet sich
hier, weil das Haus am Abhang steht, im Boden drin, auf
gleicher Höhe mit dem Keller. Durch eine Lücke im Boden
gibt man den Ziegen das Heu in die Krüpf hinunter. Ueber
der Kellertüre: 1796.

Im Schenkenbergertal sind Schinznach, das stättliche
Dorf, und Oberflachs, dieses schon seit längerer Zeit, ohne jeg-
liches Strohdach. Beltheim besitzt noch zwei. Hauptlager jedoch ist
hier Thalheim mit acht Häusern, trotzdem am 1. August 1921



Abb. 4. Letztes Strohhaus in Oberburg, erbaut 1620, abgerissen 1926.
Phot. H. Rundstein, Brugg.

drei große Strohhäuser abbrannten. Von den bestehenden sind nur zwei Einfamilienhäuser, die übrigen bergen zwei bis vier Wohnungen, ja, das größte, Nr. 138, der „Thalheimer Bahnhof“, beherbergte früher sogar fünf Haushaltungen! Ein sprechendes Zeugnis, wie eng und armselig die Leute hier einmal gewohnt haben. Daß der Eingang hier sehr oft durch das Tenn in die Küche führte, wurde oben schon bemerkt. Gebaut sind die Häuser fast ganz aus Holz, oft sogar die Feuermauer, oder dann mit Wicfel- oder Kiegelwänden versehen. Die Rafen wurden mit Holznägeln an den First- und Mauerpfetten befestigt.

Ueber Billnachern, das drei Strohhäuser besitzt, steigen wir auf den Bözberg, über den noch acht solche Gebäude verstreut sind. In Linn eines, jedoch unbewohnt, in Gallenkirch, Sagel und Birch je eine Scheune und in Oberbözberg vier wenig bemerkenswerte Häuser, von denen eines völlig am Zerfallen ist. Das von J. Hunziker in seinem Werk „Das Schweizerhaus“, 5. Abschnitt, S. 37/38 erwähnte und abgebildete „höchst interessante“ Haus von 1583 ist schon seit mehreren Jahren abgerissen.

Mönthal besitzt noch zwei originelle Strohhäuser. Das äußerste Haus in der Ampferen bietet mit seinem weinrebenumrankten, gemauerten Wohnteil, dem verhältnismäßig niedern, noch vollständig erhaltenen Dach und den freundlichen Bewohnern, Großvater und Großmutter, einen recht altertümlichen Eindruck. Hinter dem Stall findet man hier den Keller, und beide sind von Küche und Stube durch einen Gang getrennt. Daneben Kammer und „Chochichamer“. Auf der Chunst über einer Rosette die Zahl 1695. — Das Haus im Löffelgraben ist deshalb bemerkenswert, weil es im Winkel gebaut ist.

Gehen wir nun noch über Remigen, mit drei Strohhäusern, nach Riniken, so finden wir hier neben drei Häusern einen sehr alten, im Bezirk einzigartigen Speicher (Nr. 58) mit Bohlenwänden, verziertem Türgestell und Keller. Auch der nebenan stehende Speicher Nr. 60 mit großem, gewölbtem Keller war früher mit Stroh gedeckt. Als letztes Dorf bleibt Rüfenach mit zwei fast ganzen Strohdächern. Die übrigen: Mandach, Hottwil, Villigen, Stilli, Rein und Lauffohr lassen uns ganz im Stich, kein Strohhaus ist hier mehr zu finden. Ebenso brauchen wir uns nicht über den Bözberg nach Effingen, Elfingen und Bözen zu bemühen. Von Effingen kann ich anführen, daß es nach dem Brandasssekuranzkataster schon im Jahre 1829 nur ein einziges Wohnhaus mit etwas wenig und zwei ganze Ställe mit Stroh aufwies. Wir sind eben hier im Gebiet der alten Fricktaler Ziegelhütten und des Nebbaus.

Im ganzen besitzen wir demnach in unserem Bezirk im Herbst dieses Jahres noch 87 Dächer, die ganz oder teilweise mit Stroh bedeckt sind. Ueber mehrere ist bereits das Todesurteil gesprochen. Ein Menschenalter vielleicht noch, und es steht kein Strohhaus mehr um Brugg herum.

